

HEYNE



OMITRY  
GLUKHOVSKYS  
**METRO  
2033**  
UNIVERSUM

**SERGEJ ANTONOW**

**IM TUNNEL**



HEYNE <

Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM:

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2033*

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2034*

Andrej Djakow: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

Andrej Djakow: *Die Reise in die Dunkelheit*

Sergej Antonow: *Im Tunnel*

Tullio Avoledo: *Die Wurzeln des Himmels*

**SERGEJ ANTONOW**

# **IM TUNNEL**

Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys  
METRO 2033-UNIVERSUM

Aus dem Russischen  
von Matthias Dondl

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe  
ТЁМНЫЕ ТУННЕЛИ

Die Übersetzung des Gedichts »Giraffe« von Nikolai Gumiljow  
stammt von Irmgard Wille (Nicolai Gumiljov: *Ausgewählte Gedichte*.  
Berlin: Oberbaum Verlag GmbH, 1988).



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 2/2013

Redaktion: David Drevs

Übersetzung des Vorworts von Dmitry Glukhovsky:  
David Drevs

Copyright © 2010 by Dmitry Glukhovsky

Copyright © 2013 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2013

Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-453-31407-8

[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

DMITRY GLUKHOVSKY

## **DAS METRO 2033- UNIVERSUM**

METRO 2033 ist für mich mehr als nur ein Roman. Es ist ein ganzes Universum, und nur einen kleinen Teil davon habe ich in meinem Buch beschrieben. METRO 2033 handelt von unserer Erde, wie sie im Jahre 2033 aussehen könnte, zwei Jahrzehnte nach einem verheerenden Atomkrieg, der die Menschheit fast ausgelöscht und eine Vielzahl mutierter Ungeheuer hervorgebracht hat.

In Russland und vielen anderen Ländern haben sich Leser, aber auch Autoren für die in METRO 2033 beschriebene Welt begeistert. Schon bald nach Erscheinen des Romans bekam ich unzählige Angebote von Menschen, die darüber schreiben wollten, was 2033 in ihrer Heimat, ihren Städten und Ländern geschehen sein könnte. Gleichzeitig verlangten die Leser nach einer Fortsetzung meines Romans.

METRO 2033 ist, wie inzwischen bekannt, vor einigen Jahren als interaktives Projekt im Internet entstanden. Noch während ich den Roman schrieb, veröffentlichte ich jedes neue Kapitel auf einer eigens dafür geschaffenen, öffentlich zugänglichen Website. Die Reaktion der Leser war überwältigend: Sie diskutierten leidenschaftlich, kritisierten und korrigierten meine Arbeit, stellten Vermutun-

gen an über den weiteren Verlauf der Geschichte – und wurden so in gewisser Weise zu meinen Koautoren.

Wie wäre es, dachte ich mir damals, zusammen mit meinen Lesern – und anderen Schriftstellern – eine ganze Welt zu erschaffen? Andere Städte, andere Länder im Jahre 2033 zu beschreiben? Die Metro mit immer neuen Protagonisten zu bevölkern – und so eine große postapokalyptische Saga entstehen zu lassen?

Als Jugendlicher habe ich mir beim Lesen von Fantasy- oder Science-Fiction-Romanen oft gewünscht, die Abenteuer meiner Helden und die Magie der Fiktion würden niemals enden. Schon damals dachte ich, wie wunderbar es wäre, wenn mehrere Schriftsteller zugleich ein und dieselbe fiktive Welt beschrieben. Auf diese Weise würde eine andere »Wirklichkeit« entstehen, die man immer wieder aufs Neue besuchen könnte.

Viele Jahre später, als METRO 2033 bereits als Buch erschienen war und ein riesiges Echo hervorgerufen hatte, begriff ich plötzlich, dass ich mir meinen Jugendtraum selbst würde erfüllen können. Ich brauchte nur andere Autoren einzuladen, auf der Grundlage meines eigenen Romans die geheimnisvolle Welt der Metro gemeinsam weiter zu erforschen.

So ist schließlich das Projekt METRO 2033-UNIVERSUM entstanden, von dem in Russland bereits fünf- undzwanzig Romane erschienen sind. Deren Handlung umfasst unter anderem so unterschiedliche Städte und Regionen wie Moskau, St. Petersburg, Kiew, aber auch Nowosibirsk und den Hohen Norden.

Der vorliegende Roman »Im Tunnel« ist das erste von bisher drei Büchern, die der weißrussische Autor Sergej

Antonow für das METRO 2033-UNIVERSUM geschrieben hat. In Russland gehört es zu den populärsten Werken der gesamten Reihe.

Doch es sind nicht nur Übersetzungen, die für die internationale Ausdehnung unseres Universums sorgen. Ein englischer und ein italienischer Autor haben bereits ihre Version der Metrowelt veröffentlicht, und auch Kollegen aus anderen Ländern stehen kurz davor, unseren postapokalyptischen Kosmos zu betreten. Es ist ein literarisches Experiment, das meines Wissens noch niemand zuvor gewagt hat. Umso großartiger wäre es, wenn auch deutsche Autoren, gleich ob bekannt oder unbekannt, ihre eigenen Geschichten aus dem METRO 2033-UNIVERSUM zu unserer Reihe beitrügen.

Allmählich wird sich das METRO 2033-UNIVERSUM so in einen lebendigen Kosmos verwandeln, den Menschen mit unterschiedlichen Nationalitäten und in unterschiedlichen Sprachen bevölkern. Umso mehr freut es mich, dass Sie unser Experiment nun auch in deutscher Sprache verfolgen können. Wer weiß, vielleicht nehmen Sie eines Tages sogar selbst daran teil?







**SERGEJ ANTONOW**

**IM TUNNEL**

*»Gleise besitzen die Eigenschaft,  
selbst in den dunkelsten Tunneln zu glänzen.«*

Der Streckenwärter

# INHALT

## ERSTER TEIL: Metro und Freiheit

1	Gewitterwolken am Horizont	15
2	Der rote Nikita	36
3	Knallquecksilber	52
4	Der Zerberus	72
5	Klaustrophobie	87
6	Vorlesung mit Fortsetzung	103

## ZWEITER TEIL: Das Revier der Bestie

7	Professor Korbut	125
8	Angriff der Vögel	147
9	Leichenschau	167
10	Die Krabbe aus der Grube	185
11	Die Würmer	201
12	Charon	218

13	Satanisches Theater	236
14	Schabdar	254

### **DRITTER TEIL: Weichen des Schicksals**

15	Die Wollknäuel	273
16	Die Schlinge der Hanse	290
17	Rückkehr zur <i>Twerskaja</i>	307
18	Die perfekte Waffe	323
19	Ende der Genmanipulation	344
20	Das Schicksal des Pharaos	361
	Epilog	371
	Anmerkungen	375



**ERSTER TEIL**

**METRO  
UND FREIHEIT**



# 1

## GEWITTERWOLKEN AM HORIZONT

Es war eine Vorahnung. Ein diffuses Gefühl, dass heute etwas außergewöhnlich Wichtiges geschehen würde. Es beschlich Anatoli in jenem Schwebestadium, wenn der Schlaf in den Geräuschen des hereinbrechenden Morgens zerschmilzt, aber der Kopf noch nicht richtig aufgewacht ist.

Mit offenen Augen lag Tolik im dunklen, verrauchten Zelt und ließ die Ereignisse des vergangenen Tages Revue passieren. Gab es versteckte Zeichen? Irgendeinen Bruch im Strom des Alltäglichen, der erklärt hätte, warum ausgerechnet der heutige Tag ein ganz besonderer sein sollte, der seinem Leben eine Wende gab? Eigentlich war nichts Weltbewegendes passiert. Höchstens ...

Als Tolik tags zuvor von seiner Schicht auf den Schweinefarmen des *Retschnoi woksäl* zurückkam, war gerade eine Versammlung in Gang gewesen. Man stimmte über einen Vorschlag von Onkel Mischa alias Nestor ab, der angeregt hatte, ihre Station von *Woikowskaja* in *Guljaipole* umzubenennen. Allzu hitzig wurde nicht diskutiert, doch wie üblich gab es Bedenkenräger.

Der Kommandant der Metropartisanen sah sich deshalb gezwungen, einen Exkurs in die Geschichte zu machen und seinen Kritikern unter die Nase zu reiben, was für ein



ausgemachter Bastard der Bolschewist Woikow gewesen war – ganz abgesehen davon, dass er bei der Ermordung der Zarenfamilie seine Finger im Spiel gehabt hatte. Weiters erklärte der Kommandant, dass *Guljaipole* der ideale Name für die bisherige *Woikowskaja* sei, da er den neuen Geist der Station als Hauptquartier der freien Gemeinschaft der Anarchisten verkörpere. Zur Illustration dieser These referierte er über Reformen, die Nestor Machno zur Blütezeit seiner in Guljaipole verankerten Republik durchgeführt hatte. Dabei erwähnte er so amüsante Details, dass Tolik beinahe laut losgelacht hätte.

Obwohl Anatoli noch keine dreißig war, hatte er an den anarchistischen Theorien einen Narren gefressen und beteiligte sich rege an ideologischen Diskussionen, die gelegentlich auch mit Fäusten ausgetragen wurden.

Die Versuche des historischen Nestor Machno, die Ideen von Kropotkin und Bakunin während des Bürgerkriegs in die Praxis umzusetzen, erschienen Tolik naiv. Es wäre absolut nicht in seinem Sinne gewesen, wenn sich die *Woikowskaja* im Streben nach den hehren Idealen von Freiheit und Moral in eine unterirdische Miniaturausgabe von Guljaipole anno 1919 verwandelt hätte.

Allerdings wusste Tolik, dass gerade eine solch chaotische Manifestation des Freiheitsgedankens ganz nach dem Geschmack vieler Bewohner der *Woikowskaja* gewesen wäre. Um die Reflexe einer primitiven Volksherrschaft im Geiste der Saporoger Sitsch aus dem Bewusstsein der Leute zu tilgen, waren viel Zeit, Geduld und Überzeugungskraft vonnöten.

Letztere besaß Nestor im Überfluss. Im Anführer der Anarchisten paarte sich ein beeindruckendes Äußeres mit einem

herausragenden Rednertalent. Er war ein Zweimetertitan mit einer silbergrauen Mähne und den scharf geschnittenen Gesichtszügen eines antiken Helden. Sein ursprünglich schwarzer Ledermantel war völlig abgewetzt und zu gelblicher Farbe verblasst. Dazu trug er eine edle Kosakenmütze, die vermutlich aus dem Revolutionsmuseum stammte, eine Stiefelhose und ebenfalls museumsverdächtige Rindslederstiefel im Ziehharmonika-Design. Er war der unumstrittene Führer der anarchistischen Freiheitsbewegung.

Nicht zum ersten Mal staunte Tolik über Nestors rhetorische Fähigkeiten. Im kleinen Kreis schwang der Kommandant der Metropartisanen nie große Reden. Er schwieg lieber und hörte anderen zu. Doch sobald er vor ein größeres Publikum trat, legte er seine Zurückhaltung ab. Wenn Nestor mit wehender Mähne zu den Leuten sprach, strahlte er eine unerschütterliche Selbstsicherheit aus. Im Unterschied zu idealistischen Theoretikern wie Tolik wusste er, wie man die Menge hinter sich bringt.

Tolik war in einer Moskauer Intellektuellenfamilie aufgewachsen. Seine Mutter hatte ein Forschungslabor an der Timirjasew-Landwirtschaftsakademie geleitet, sein Vater als Redakteur bei einer großen Literaturzeitschrift gearbeitet. In diesem Umfeld kam Tolik schon von Kindesbeinen an mit Büchern in Berührung, die nicht jeder Erwachsene las, und lauschte Küchengesprächen, die sich um moralische Werte und die Verantwortung des Künstlers für die Gesellschaft drehten.

Durch die Erziehung im Geiste verantwortlichen Handelns war Tolik früh selbstständig geworden. Schon mit

sechs Jahren fuhr er allein und unfallfrei zum privaten Geigenunterricht, der immerhin zwei Metrostationen entfernt stattfand.

Seine Eltern waren ganz zu Anfang der Katastrophe ums Leben gekommen. Tolik dagegen hatte gleich zweimal Glück gehabt. An jenem Tag, als ihr neunstöckiges Wohnhaus von der Druckwelle hinweggefegt wurde, hatten seine Eltern ihn mit der Geige unter dem Arm gerade zum Unterricht geschickt.

Als der Junge wieder an die Oberfläche wollte, versperrte ihm ein Strom zu Tode erschreckter, in die Metro flüchtender Menschen den Weg. Ein alter Mann, der ebenfalls seine Familie verloren hatte, bemerkte das allein über den Bahnsteig irrende Kind und nahm sich seiner an. Er hieß Innokenti Weniaminowitsch. Tolik hatte nichts außer seiner Geige dabei, der alte Mann nur einen Laib Weißbrot für zwanzig Rubel. Die Hälfte davon gab er dem Jungen ab.

Zum zweiten Mal intervenierte Toliks Schutzengel an dem Tag, als sich Innokenti Weniaminowitsch nach langem Hin und Her von einem Bekannten überreden ließ, von der *Timirjasewskaja* zur *Woikowskaja* umzuziehen. Der alte Mann litt an chronischen Herzbeschwerden, und an der *Woikowskaja* hatte sich Gerüchten zufolge der Chefkardiologe des Zentralen Klinikums niedergelassen – eine echte Koryphäe, die wie durch ein Wunder am Leben geblieben war.

Innokenti Weniaminowitsch packte also seine Sachen und verließ zusammen mit Tolik die *Timirjasewskaja*. Drei Tage später gab es die Station nicht mehr. Die Ratten hatten sie überfallen und alle Bewohner aufgefressen. Auch

den Bekannten, der den alten Mann überredet hatte, zur *Woikowskaja* umzusiedeln.

Zur Sprechstunde beim Kardiologen schaffte es Toliks Wohltäter trotzdem nicht mehr. Irgendwo unterwegs in einem finsternen Tunnel hörte Innokenti Weniaminowitsch plötzlich auf, über das Schicksal der Menschheit zu philosophieren, setzte sich auf den Boden, griff sich an die Brust und schnappte nach Luft wie ein ans Ufer geworfener Fisch. Sein Gesicht wurde aschfahl, seine Lippen blau, und er hauchte sein Leben aus.

Der alte Mann fiel Tolik direkt vor die Füße. Seine Augen erloschen wie die Fenster in einem Haus, in dem das Licht ausgemacht wurde.

Tolik war hilflos danebengestanden. Seit jener Zeit hatte er viele Leute sterben sehen. Man stumpft ab mit der Zeit, selbst gegenüber dem Tod. Doch jener erste, lange zurückliegende Tod hatte sich tief in sein Gedächtnis gegraben.

Der Tag, an dem Innokenti starb, hielt noch weiteres Unheil für Tolik bereit. Der Junge schloss sich einer vorbeikommenden Karawane an, doch schon bald stellte sich heraus, dass er aufs falsche Pferd gesetzt hatte.

Der Tross transportierte irgendwelche chemischen Kampfstoffe, stand unter strenger Bewachung und strikter Geheimhaltung. Doch offenbar gab es Interessenten, die von der brisanten Fracht wussten. Die Karawane wurde hinterrücks überfallen. Verirrte Kugeln schlugen in die Behälter ein. Einer platzte und entließ eine Giftwolke in den Tunnel.

Tolik überlebte das Gemetzel wie durch ein Wunder, doch der unmittelbare Kontakt mit dem ätzenden Kampf-

stoff sollte lebenslange Folgen für ihn haben. An seinen Beinen bildeten sich trophische Geschwüre, die einfach nicht mehr heilen wollten.

Immerhin konnte die Erkrankung zum Stillstand gebracht werden. Durch Zufall. Oder besser gesagt: durch Intuition. Die gutherzige Tante seines gleichaltrigen Freundes Sergej, die Tolik an der *Woikowskaja* aufgenommen hatte, wusste nichts über die Behandlung chronischer Geschwüre. Aber sie sparte nicht an kostspieliger Seife für ihren neuen Zögling, wusch die Wunden zweimal am Tag aus und verband sie mit abgekochten und sorgfältig getrockneten Tüchern.

Die Waschprozeduren bewirkten eine deutliche Linderung. Für den heranwachsenden Tolik wurde die Pflege seiner Beine zur alltäglichen Routine wie das morgendliche Zähneputzen.

Die *Woikowskaja* wurde sein neues Zuhause. Erst viel später sollten die Anarchisten die Macht an der Station übernehmen.

Am Ende des Kriegs zwischen der Roten Linie und der Hanse hatten sich die Anarchisten als eigenständige Kraft etabliert. Nestor, den Tolik noch aus Zeiten kannte, als man ihn Onkel Mischa nannte, hatte zunächst auf der Seite der Roten gekämpft, sich später aber mit ihnen zerstritten.

Er setzte sich mit seinen Leuten zur *Woikowskaja* ab und ließ sich dort nieder. All jene, die den Genossen Moskwin und seine Kommunisten für Verräter an den revolutionären Idealen hielten, schlossen sich dem Partisanen Onkel Mischa an.

Einige Zeit später schlugen sich Mischas Einheiten sogar auf die Seite der Hanse und halfen den Ringstationen, einige wichtige Siege gegen die Roten zu erringen. Doch wie er seinen Kämpfern erklärte, handelte es sich hierbei lediglich um eine vorübergehende, taktische Allianz.

Die Hanse stand politisch rechts und trat für den Schutz des Privateigentums ein. Allein beim Gedanken an solche geistigen Verirrungen ging Onkel Mischa das Messer in der Hose auf. Als die Roten bereits stark geschwächt waren und es allmählich unsportlich wurde, sie zu vermöbeln, verlegten Mischas Kämpfer ihre Aktionen heimlich, still und leise auf die Stationen der Hanse und stahlen ihnen, was diese sich unter den Nagel gerissen hatten.

Damals wies jemand den Partisanenführer darauf hin, dass er es eigentlich genauso mache wie seinerzeit Nestor Machno im Bürgerkrieg. Der Vergleich gefiel Onkel Mischa und ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Er grub sein altes Schulwissen aus und wurde sich darüber klar, dass die anarchistische Ideologie ihm aus der Seele sprach.

Daraufhin eignete er sich das Pseudonym Nestor an – natürlich zu Ehren des Anarchisten Machno. Gleichzeitig übernahm er die Devise der Grünen: »Schlagt die Roten, bis sie weiß werden, schlägt die Weißen, bis sie rot werden.«

Als der Krieg zwischen der Hanse und den Kommunisten abflaute, verlor der Aufruf seine Aktualität. Stattdessen gab Nestor die Losung »Freiheit oder Tod!« aus und ließ sie in weißen Buchstaben auf schwarze Spruchbänder schreiben, von denen Totenschädel mit gekreuzten Knochen grinsten.

Seit diese lebensfrohen Transparente die Wände und Säulen der *Woikowskaja* schmückten, war die Station zum magischen Anziehungspunkt für Leute geworden, die das kleinste Anzeichen staatlicher Regulierung als persönliche Beleidigung empfanden und jede Beschränkung der persönlichen Freiheit für eine Todsünde hielten.

Unter Nestors schwarzen Bannern versammelte sich eine illustre Gesellschaft. Neben Idealisten auch freiheitsliebende fahrende Händler, Stalker, die den Überfluss an Waffen und Ausrüstung schätzten, ehemalige Kommunisten und sogar Kaufleute aus der Hanse, die dort aus irgendwelchen Gründen vergault worden waren.

Lange bevor Nestor die Umbenennung auf die Tagesordnung setzte, hatte sich die *Woikowskaja* in ein wahres Guljaipole verwandelt. Der Handel mit Waffen, *dur* und Selbstgebranntem blühte, käufliche Liebe war zu erschwinglichen Preisen zu haben.

Ungeachtet chronischer Massenbesäufnisse, bei denen der Kommandant auch persönlich mitzumischen pflegte, blieben die Anarchisten eine ernst zu nehmende militärische und politische Kraft, die die anderen Metrostationen stets auf der Rechnung haben mussten.

Wie Nestor das schaffte, wusste niemand so genau, doch wenn nötig genügte ihm eine flüchtige Handbewegung, um eiserne Disziplin herzustellen und seinen chaotischen Haufen zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammenzuschweißen. Diese war dann zu erstaunlichen Energieleistungen fähig, wenn auch meist mit zerstörerischen Folgen.

Der Anarchismus war ein großes Thema an der Station. Lehrbücher über den Bürgerkrieg wurden mit Gold

aufgewogen. Die fanatischsten Idealisten stiegen in Schutzanzügen zur Großen Bibliothek hinauf, um Bücher von Bakunin und Kropotkin zu beschaffen. Bei hitzigen Debatten unter Alkoholeinfluss kam es durchaus vor, dass sich die Kontrahenten wegen ideologischer Nuancen gegenseitig die Zähne einschlugen oder mit dem Messer traktierten.

Selbst Nestor musste sich den Vorwurf gefallen lassen, die Prinzipien des Anarcho-Kommunismus nicht streng genug anzuwenden. Der Anführer rechtfertigte sich damit, dass er Mitläufer aussieben und beizeiten wieder zur reinen Lehre zurückkehren werde.

Selbstredend gab es auch an der *Woikowskaja* viele Bewohner, die mit Politik nichts am Hut hatten. Prostituierte und Händler zum Beispiel hielten sich bei Disputen über die richtige Weltanschauung vornehm zurück.

Wenn die Führung der Station militärische Aktionen beschloss, rückten auf Nestors Kommando mit Maschinengewehren bestückte Draisinen aus, die an die Tatschankas des historischen Machno erinnerten.

Neben der *Woikowskaja* kontrollierten die Anarchisten auch die letzten beiden Stationen der Samoskworezkaja-Linie. Die Menschen, die dort lebten, hatten kein Problem damit, Nestors Untergebene zu sein. Sie hätten auch den Teufel persönlich als Oberhaupt akzeptiert, solange man sie auf ihren Schweinefarmen und Pilzplantagen in Ruhe arbeiten ließ.

Außerdem kümmerte sich Nestor um seine Schützlinge und setzte nützliche Reformen durch. Für seine anarchischen Hallodris führte er eine Arbeitspflicht ein und ging selbst mit gutem Beispiel voran. Zwei Tage pro Woche



arbeitete er höchstpersönlich auf einer Schweinefarm und kniff auch dann nicht, wenn er böse verkatert war.

Da Nestor die Bildung seiner Untergebenen ein Anliegen war, sorgte er dafür, dass die Bibliothek ständig erweitert wurde. Diese befand sich am *Wodny stadion*, dem kulturellen Zentrum der Anarchistengemeinde. Dort residierte auch die Redaktion einer kleinen Zeitung, die es sich doch tatsächlich herausnahm, Nestor zu kritisieren – für Kommunisten ein völlig undenkbarer Vorgang. Doch auf die Freiheit der Rede ließ der Kommandant nichts kommen. Genosse Moskwin, der Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Metro, hätte da gewiss empfindlicher reagiert. An der Roten Linie hätte man derart aufmüpfige Journalisten ohne viel Federlesens im nächstbesten Tunnel aufgehängt.

Tolik, der den Idealisten Kropotkin vergötterte, behagte der Lebensstil an der Station. Er glaubte an den Kommandanten und war davon überzeugt, dass es Nestor früher oder später gelingen würde, seine Anhänger zu den ethischen Idealen des Fürsten Kropotkin zu bekehren.

Die *Woikowskaja* war für Tolik wie eine zweite Heimat, für die er bereit war, sein Leben zu riskieren. Bis zum letzten Blutstropfen hätte er diese erstaunliche Demokratie verteidigt. Und dies war auch der Grund für seine Vorahnung an diesem Morgen.

Tolik setzte sich auf, rieb sich die Augen und schlug den alten Mantel zurück, den er als Decke benutzte. Jetzt hatte er keinen Zweifel mehr: Den Anarchisten – vielleicht sogar der ganzen Metro – drohte Gefahr. Nicht die übliche, son-

dern eine völlig neuartige Gefahr ... Nicht jene geheimnisvollen Wesen, die in versteckten Winkeln und Gängen des Untergrunds hausten, wo niemals ein Lichtstrahl hinfiel. Und auch nicht die Bestien, die von der Oberfläche in die Metro eindrangten. Nicht von dort näherte sich das Unheil, sondern ... An diesem Punkt fiel Toliks fliegender Gedanke wie ein Stein zu Boden.

Die gefährlichste Bestie war immer noch der Mensch. Und machtgierige Menschen gab es in der Metro mehr als genug. Schließlich war es viel leichter geworden, die Welt zu erobern, nachdem kaum noch etwas von ihr übrig geblieben war. Und niemand schien sich mehr daran zu erinnern, dass es eben solche, ideologisch ambitionierte Menschen gewesen waren, die die große, frühere Welt zugrunde gerichtet hatten.

Macht nichts, das wird sich schon aufklären, dachte Tolik, während er mit dem Reibrad des Feuerzeugs kämpfte. Seine Finger waren noch steif und gefühllos. Die unter dem Zeltdach hängende Petroleumlampe wollte auch nicht gleich brennen.

Toliks Zuhause war perfekt aufgeräumt.

Nichts gegen einen zwanglosen Lebensstil, aber im eigenen Heim ging es ohne Ordnung nicht. Schon Inno-kenti Weniaminowitsch hatte immer wieder betont, die Menschen in der Metro würden verrohen, wenn es ihnen an Ordnung und Geborgenheit fehlt. Deshalb ließ Tolik in seiner Bude keinen Schlendrian einreißen.

Generell musste man unter den harten Lebensbedingungen der Metro stets gewisse Regeln einhalten. Verstöße

dagegen konnten katastrophale Folgen haben und wurden nicht etwa als lässliche Verfehlung abgetan, sondern als handfestes Verbrechen gebrandmarkt.

Tolik betrachtete seine Habseligkeiten, die in einer Ecke des Einmannzelts aufgereiht lagen. Mit seinen siebenundzwanzig Jahren hatte er noch keine großen Besitztümer angehäuft. Diese beschränkten sich auf seinen alten, von Motten zerfressenen Mantel, Schuhe ohne Schnürsenkel, die ihm zu groß waren, einen Rasierer mit vergilbtem Griff, einen verrußten Wasserkessel, einen verbeulten Alubecher und ein glattgescheuertes Frotteehandtuch.

Toliks ganzer Stolz war seine persönliche Bibliothek, die aus genau vier Büchern bestand. Er bewahrte sie in seinem alten Geigenkoffer auf. Die ersten beiden stammten aus der Feder von Fürst Pjotr Kropotkin: das zerflederte Heftchen »Freiheit und Moral« und das Buch »Brot und Freiheit«, das auf seinen Irrwegen durch die Metro den Einband eingebüßt hatte. Das dritte Werk war »Der Meister und Margarita« von Michail Bulgakow mit ausführlichen Kommentaren, das vierte der Gedichtband »Weg der Konquistadoren« von Nikolai Gumiljow. Die Werke von Kropotkin hatte Tolik bereits als Erwachsener gegen seine Geige eingetauscht, die beiden anderen von Innokenti Weniaminowitsch geerbt.

In Toliks Augen gehörten revolutionäre Ideen und wahre Poesie zusammen, als wären sie durch unsichtbare Fäden miteinander verknüpft. In der Revolution lag Poesie. Oder war der Comandante Che Guevara etwa kein Poet gewesen? Nur ein Poet brachte es fertig, einen prestigeträchtigen Posten in der Regierung des neuen Kuba gegen ein Sturmgewehr und den bolivianischen Dschungel zu tauschen.

Auch Kropotkin war auf seine Weise ein Dichter gewesen. Er versuchte nicht nur, die Welt als Revolutionär zu verändern, sondern erforschte sie gleichzeitig als Geograf. Die letzte Arbeit des Patriarchen des Anarchismus war ein wissenschaftlicher Vortrag mit dem Titel »Über die Eis- und die Seenzeit« gewesen.

Nur Dichter und Träumer waren in der Lage, die Welt besser zu machen, selbst wenn diese Welt in einem Erdloch steckte und Metro hieß.

Der Gedichtband von Gumiljow hatte für Tolik rein symbolische Bedeutung – als Bruchstück eines vergangenen Lebens, als Staubkorn, das der alles verheerende Sturm der Veränderung unter die Erde geweht hatte, und als Strohalm, an dem der Ertrinkende sich festklammern konnte.

Toliks Eltern hatten sich gewünscht, dass aus ihrem Jungen ein Künstler und Musiker werde. Auch Tolik selbst hatte früher davon geträumt. Doch nach der Apokalypse war alles anders geworden. Sie hatte die riesige Stadt in eine Ruinenlandschaft verwandelt und die Hoffnungen und Träume ihrer Bewohner zu Luftschlössern degradiert, die geplatzt waren wie Seifenblasen. Dieses totale Desaster hatte Tolik zum Umdenken bewegt.

Was die Kunst betraf, hatte er den Entschluss gefasst, auf die vorhandenen Werke wahrer Meister zurückzugreifen. Gedichte hatten ihm schon oft geholfen, die Schwermut zu vertreiben. Zwar war die Melancholie in der Metro ein beinahe alltägliches Gefühl, doch manchmal wurde sie so unerträglich, dass man sich am liebsten die Kugel gegeben hätte.

Wenn ihn die Schwermut niederdrückte, nahm Tolik die vergilbten Seiten zur Hand, und dann zerschellte die

kalte Welle seelischer Finsternis am mächtigen Felsen einfacher, herzerwärmender Verse:

*Ich kenn' ferner Länder Geheimnis, manch fröhliche Mär  
vom schwarzhäut'gen Mädchen, vom Feldherrn, den  
Liebe durchglüht.  
Doch du hast zu lange geatmet den Nebel so schwer;  
an nichts als an Regen will glauben dein sehend Gemüt.*

In Gedichten war die Welt so romantisch, zauberhaft und unergründlich: geheimnisvolle Länder, die Liebe eines schwarzen Mädchens und eines Feldherrn ... All das war verschüttgegangen. Jetzt gab es nur noch dunkle Tunnel und den bleigrauen Rauch der Lagerfeuer. Nur noch die Metro, das letzte Refugium einer Menschheit, die auf katastrophale Weise Schiffbruch erlitten hatte.

An der *Woikowskaja* gab es nicht viele Bewohner, die das Schöngeistige zu schätzen wussten. Jenen, die sich für wahre Poesie begeisterten, konnte man nur empfehlen, die Seife in der Sauna lieber nicht fallen zu lassen. Die Sitten waren rau ... Richtigen Männern stand es besser zu Gesicht, sich mit eigenen Arrangements der Frontlieder von »Ljube« zu zerstreuen.

Tolik lächelte düster.

Den vom Bahnsteig hereindringenden Geräuschen nach zu schließen war die Station *Guljaipole* bereits aufgewacht. Es blieb nichts anderes übrig, als die romantisch-sentimentalen Gedanken zu verscheuchen und in die prosaische Realität einzutauchen.

Diese Realität begann allmorgendlich im Krafraum, einem mit Trennwänden aus Planenstoff abgetrennten Winkel,

der mit Fitnessgeräten vollgestellt war. »In einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist«, pflegte der Kommandant zu sagen. Die Stationsjugend teilte diese Meinung.

»Fitnessgeräte« war vielleicht zu viel gesagt. An der *Guljaipole* handelte es sich dabei um Eisenteile verschiedenster Art. Die Sportfanatiker schleppten alles in den Krafraum, was auch nur entfernt an Schwerathletik erinnerte. Als Langhanteln dienten Achsen mit Rädern, Kugelhanteln wurden durch allen möglichen Metallschrott ersetzt. Die ursprünglichen Bestandteile komplizierterer Geräte mit Hebeln, Federn und Gegengewichten konnte man oftmals gar nicht mehr identifizieren. Über deren Provenienz wusste nur Toliks Freund Sergej Bescheid, der in seiner Freizeit nichts anderes tat, als immer neue muskelstählende Monster zu konstruieren.

Am Bahnsteig tummelten sich geschäftige Händler. Da sie sich nur ungern zu Fuß in die verrufenen hiesigen Tunnel wagten, warteten sie auf vorbeikommende Draisinen, die mit Maschinengewehren bewaffnet waren. Doch da Draisinen nur selten fahren, hingen die Händler oft untätig herum und schlugen die Zeit tot. Sie diskutierten den neuesten Klatsch und tauschten sich über sichere Handelsrouten aus. Dabei beugten sie sich über zerkniterte Metrokarten und fuhren mit dem Finger imaginäre Routen ab.

Tolik wusch sich an einem Wasserhahn, der an ein rostiges Fass angeschweißt war. Dann nickte er dem Bekannten zu, der fürs Teekochen zuständig war, nahm einen Becher mit dem herben Pilzgebräu vom Tisch und setzte sich auf eine freie Bank.

Während er an seinem Tee nippte, ließ er den Blick über den Bahnsteig schweifen und hörte den Händlern zu. Vielleicht wurde ja irgendwas Bemerkenswertes besprochen. Womöglich etwas, das mit seiner düsteren Vorahnung zu tun hatte ...

»Grünschnabel!«, ereiferte sich jemand in der Nähe. »Eine Draisine vom *Ochotny rjad* zur *Twerskaja*? Kannst du voll vergessen. Da müssten wir schon zu Fuß durch den Tunnel latschen.«

Tolik drehte den Kopf. Die Stimme gehörte einem älteren Händler, der mit einem khakifarbenen, zerknitterten Mantel bekleidet war. Unter seinem breitkrepfigen Hut lugten graue Strähnen hervor. Der Mann saß auf einer riesigen Reisetasche und redete auf einen jungen Kollegen ein. Der »Grünschnabel«, ein schwächlicher, sommersprossiger Kerl, trug eine Trainingshose und eine löchrige Watterjacke, aus der das Futter herausquoll.

»Na und? Dann gehen wir eben zu Fuß«, beschwichtigte der junge Mann. »Werden uns schon nicht gleich die Beine abfallen.«

»Die Beine nicht, aber der Kopf. In diesem Tunnel lebt nämlich Mamotschka, Freundchen. Schon mal gehört? Mit der ist nicht zu spaßen. So schnell kannst du gar nicht schauen, wie sie dich in einen Seitentunnel lockt. Und dann bist du geliefert! Gibt's doch nicht, dass du von der nichts weißt. Das ist so eine Tante mit einem zerschissenen Mantel, die barfuß und mit offenem Haar durch den Tunnel läuft und die Passanten um Almosen anbettelt. Sie hat immer einen quengelnden, vielleicht fünfjährigen Jungen dabei. Wenn Mamotschka dann ihren Spruch loslässt – ›Nur eine Kleinigkeit für was zu essen, liebe Leut!‹ –, hallt

ihre Stimme gespenstisch an den Tunnelwänden wider und hört sich an wie Wolfsgeheul. Da kriegen selbst die abgebrühtesten Kerle weiche Knie ...«

»Und wenn man ihr was zusteckt? Zwei Patronen oder so?«

»Das hat schon mal einer von uns gemacht. Petka von der *Baumanskaja*. Der hat ihr was zugesteckt. Und als sie danach griff, hat er gesehen, dass ihre Hand nur aus nackten Knochen besteht!«

»Ach, du spinnst doch! Wo gibt's denn so was?«

»Die Leute erzählen alles Mögliche. Ich sag dir mal, was *ich* glaube: Noch bevor die Stadt dort oben zur Hölle fuhr, hat Mamotschka nicht weit von unserer Station gewohnt. Damals war sie eine ganz normale Frau mit Mann und Kind. In den letzten Jahren hatte es eine Wirtschaftskrise gegeben – das wirst du nicht mehr wissen. Jedenfalls hat ihr Mann seinen Job verloren. Sie haben sich so durchgeschlagen, von der Hand in den Mund gelebt. Dann hatte der Mann doch noch Glück und fand eine neue Stelle. Morgens fuhr er zur Arbeit und kam nicht mehr zurück. Mamotschka hat erst am Abend aus den Fernsehnachrichten erfahren, dass das Sammeltaxi, mit dem ihr Mann zur Arbeit aufgebrochen war, von einem Lastwagen zerquetscht worden war. Alle Passagiere hatten ins Gras gebissen. Mamotschka hat die ganze Nacht geweint. Am nächsten Morgen ist sie mit ihrem Sohn in die Metro gegangen, hat auf den nächsten Zug gewartet und ist mitsamt dem Jungen aufs Gleis gesprungen. Ein furchtbarer Tod. Wenn die Leute ohne Beichte sterben, findet ihre Seele keine Ruhe. Und damit ihnen nicht langweilig ist, suchen sie sich Gesellschaft – solche Trottel wie Petka zum Beispiel. Er hat



übrigens nicht mehr lange gelebt nach der ersten Begegnung mit Mamotschka. Er ist immer wieder in diesen Tunnel gegangen. Weiß der Henker, warum es ihn dort hingezogen hat. Eines Tages ist er nicht mehr zurückgekommen. Wahrscheinlich spaziert er jetzt mit seiner neuen Freundin durch finstere Gänge und fletscht böse die Zähne. So ist das, Freundchen. Hör auf die Älteren. Vom *Ochotny rjad* zur *Tiverskaja* suchen wir uns eine andere Route. Wenn wir nicht gerade dem Streckenwärter über den Weg laufen ...«

»Onkel Wanja ...«, warf der junge Mann ein, doch der alte Händler war jetzt so richtig in Fahrt gekommen und ließ sich nicht unterbrechen.

»Der wäre noch heftiger als Mamotschka. Auch ein Toter. Der Streckenwärter ist schon vor dem Krieg in der Metro aufgetaucht. Man hat sogar Bücher über ihn geschrieben und einen Film gedreht. Nur dass das alles nicht stimmt, was da über ihn verbreitet wird. Der Streckenwärter tötet seine Opfer nämlich nicht mit dem Hammer, sondern mit der Taschenlampe. Du läufst durch den Tunnel und hörst plötzlich Schritte vor dir. Du fragst natürlich, wer da ist, logisch. Und dann schaltet der Streckenwärter seine Lampe ein. Ihr Licht ist weder gelb noch weiß, sondern so bläulich grün. Ein abartiges, krankes Licht. Wenn du dich nicht sofort aufs Gleis wirfst und die Arme über den Kopf schlägst, hast du verloren. Die Lampe des Streckenwärters brennt dir bei lebendigem Leibe die Augen aus. Und dann zerrt er dich entweder persönlich in die Hölle, oder du tappst blind selbst hinein. Das macht keinen großen Unterschied. Das Schlimmste ist, dass der Streckenwärter in jedem Tunnel auftauchen kann. Er hat sich schon viele von unseren Jungs geholt.«

Tolik trank seinen Tee aus. Legenden über Gespenster hörte er jeden Tag. Immer, wenn er an diesem Platz saß und seinen Tee schlürfte, erzählten sich die Händler in der Nähe Schauergeschichten. Natürlich waren viele davon erfunden, aber bei Weitem nicht alle. Hier im Untergrund konnte man sich das Fabulieren getrost sparen. Denn die Metro war schlimmer und erfindungsreicher als die menschliche Fantasie.

Im Krafraum stemmten bereits an die zwanzig Mann Gewichte. Vor einem großen, schon etwas milchigen und an mehreren Stellen gesprungenen Spiegel zog Tolik sein Sweatshirt aus. Er strich sein zerzaustes braunes Haar glatt und warf einen flüchtigen Blick auf sein Spiegelbild. Er sah einen jungen Mann mit schmalem, kantigem Gesicht, dichten, entfernt stehenden Augenbrauen, hoher, glatter Stirn, wohlgeformter Nase und braunen, aufmerksam blickenden Augen. Er war etwas größer als der Durchschnitt, muskulös und schlank. Aufgrund des blassen Gesichts und der hageren Figur wirkte er älter, als er in Wirklichkeit war, wie übrigens die meisten seiner Altersgenossen, die unter der Erde aufgewachsen waren.

Doch Tolik hatte mehr Erfahrung als sie – sogar mehr als viele ältere Semester. Er hatte schon häufig an Kommandoaktionen gegen die Roten teilgenommen. Aus jedem dieser Gefechte war er gleichsam um ein Jahr älter zurückgekehrt. Diese Einsätze hatten ihm an der *Woikowskaja* großen Respekt eingebracht.

Die Stationsleitung setzte ihn bei diversen Kommandos als Anführer ein. Denn Tolik war in der Lage, Entschei-

dungen zu treffen und dafür zu sorgen, dass sie von seinen Leuten auch umgesetzt wurden. An der *Woikowskaja* war das keine Selbstverständlichkeit. Die Anarchisten waren so eigensinnig wie Wölfe: Auf einen X-beliebigen hätten sie niemals gehört. Als geborenes Alphetier tat man sich deutlich leichter.

Sergej werkelte mit einem Schraubenschlüssel an seiner neuesten Erfindung. Er hockte zu Füßen eines mehrfach geklebten Posters mit einem Bild von Ernesto Che Guevara. Tolik hatte das Plakat für ein Vermögen bei einem fahrenden Händler erstanden.

Ursprünglich hatte er sein Zelt damit schmücken wollen, doch das Poster war dafür zu groß. Falten oder gar Abschneiden wäre einem Sakrileg gleichgekommen. So war das Porträt des bärtigen Revolutionärs mit dem Barett auf dem Haupt schließlich an der Wandplane des Krafraums gelandet, und Tolik hatte seinen Freunden erklären müssen, wie der Kubaner zu dieser Ehre kam. Seither schnitten alle Stammgäste im Krafraum ehrfürchtige Mienen, wenn sie am Porträt des Comandante Ernesto vorbeikamen. Für Tolik bedeutete dies einen kleinen, aber wichtigen Sieg.

Nach dem Aufwärmen nahm sich Tolik eine Langhantel mit massiven Radscheiben vor. Er wollte sie gerade vom cremegrauen Granitboden lupfen, als plötzlich Arschinow in den Krafraum platzte.

Arschinow war ein kleiner, kräftig gebauter Typ mit einem Nullachtfünfzehn-Soldatengesicht. Über seinen Schultern hing wie eine Burka ein verschlissener Offiziersmantel ohne Schulterstücke und Ehrenabzeichen.

»Tomski, dringend zu Nestor«, sagte er und nickte Tolik zu.

Während Tolik sein Sweatshirt überzog, rief Arschinow die Namen weiterer Männer, die beim Kommandanten anzutanzten hatten. Alle waren Freunde von Tolik und durch die Bank hervorragende Kämpfer. Seine Vorahnung beim Aufwachen hatte ihn also doch nicht getäuscht: Es stand eine brisante Kommandoaktion ins Haus.

Die Luft roch auf einmal gewittrig.

## 2

# DER ROTE NIKITA

Obwohl Tolik als erfahrener Kämpfer galt, hatte er noch nie die Ehre gehabt, Nestors Zelt zu betreten. Die Kommandosoldaten bekamen ihre Instruktionen normalerweise von Ded, einem ehemaligen Offizier der Luftlandetruppen, der während seines Dienstes in der russischen Armee in vielen postsowjetischen Krisenherden gekämpft hatte. Doch seit einer Woche war Ded spurlos verschwunden.

Der alte Draufgänger fürchtete weder Gott noch den Teufel und unternahm häufig Erkundungsmärsche in das Tunnelsystem im Umfeld der Station. Das mit der »Erkundung« war wohl eher ein Vorwand für ihn, in Wirklichkeit brauchte er einfach den Nervenkitzel.

Zu seinen Expeditionen brach er mit einem Dreitagesvorrat an Verpflegung, Wasser und Machorka auf. Wenn er zurückkam, berichtete er Nestor über nützliche Funde und bemerkenswerte Entdeckungen in den endlosen Labyrinthen, von denen niemand wusste, von wem und wozu sie errichtet worden waren.

Ded war nie länger als vier Tage ausgeblieben, deshalb hatte man am fünften Tag einen Suchtrupp losgeschickt. Nachdem dieser mit leeren Händen zurückgekommen war, hatte man Ded für tot erklärt. Tolik kam beiläufig in

den Sinn, ob man ihn womöglich hatte rufen lassen, um ihm Deds frei gewordenen Posten anzutragen.

Im Stabszelt war es ausgesprochen hell. Während es in den meisten Unterkünften bestenfalls Petroleumlampen gab, war das Quartier des Kommandanten an die Stromversorgung der Station angeschlossen.

Eine schwarze Trennwand teilte das Zelt in zwei Hälften. Im hinteren Bereich befanden sich Nestors Privatgemächer. Er wohnte nicht ganz so bescheiden wie gewöhnliche Anarchisten, doch als komfortabel konnte man seine Hütte nicht bezeichnen.

Zur schlichten Einrichtung gehörten ein Klappbett, ein durchgesessener Lehnstuhl, ein Kästchen, ein Bücherregal, ein Schrank und ein abgewetzter Schreibtisch, auf dem sich Papiere stapelten. Das war natürlich mehr, als zum Beispiel Tolik besaß, doch irgendeinem Apparatschik von einer abgelegenen roten Station hätte dieser Hausrat nur ein mitleidiges Lächeln abgenötigt.

Den Großteil der vorderen Hälfte des Zelts nahm ein großer runder Esstisch ein. Auf diesem war eine riesige Metrokarte ausgebreitet, die aus einem Dutzend Tapetenbahnen zusammengeklebt war. Eine so große und detaillierte Karte hatte Tolik noch nie gesehen. Alle bekannten Metrostrecken waren als schwarze, punktierte Linien dargestellt. Das gehörte zum Standard. Nach einigen Jahren im Untergrund konnte jeder Metrobewohner sämtliche Stationen auswendig aufzählen und den entsprechenden Linien zuordnen.

Der Clou von Nestors Karte bestand darin, dass auch kaum bekannte Abzweigungen, Lüftungsschächte und Korridore, die in gewöhnlichen Karten fehlten, in verschie-

denen Farben eingezeichnet waren. Auf dem ganzen Plan wimmelte es von Frage- und Ausrufezeichen. Mit den Fragezeichen hatte Nestor vermutlich Stellen markiert, die noch nicht ausreichend erkundet waren oder die Aufklärer vor Rätsel gestellt hatten. Die Ausrufezeichen bedeuteten Gefahr. Patronen verschiedenen Kalibers waren auf der Karte wie Spielfiguren verteilt. In mehreren Blechdosen qualmten Zigarettenkippen.

Nestor nickte den Ankömmlingen aufmunternd zu, und diese verteilten sich hüstelnd um den Tisch. Bei der Auswahl der Sitzgelegenheiten machte sich eine unsichtbare Rangordnung bemerkbar.

Der Kommandant nahm in einem bequemen Sessel mit lederbezogenen Armlehnen Platz. Der Chef der hiesigen Spionageabwehr – an der *Woikowskaja* als Genosse Karetnikow bekannt, an anderen Stationen vermutlich unter anderem Namen – begab sich auf einen Stuhl, dessen Lehne aus Rotholz gefertigt und mit einer schnörkeligen Schnitzerei verziert war. Arschinow versank in einem mit Segeltuch bespannten Liegestuhl. Die sieben Kämpfer verteilten sich auf einer langen Holzbank und grob zusammengezimmerten Hockern.

Erst jetzt bemerkte Tolik einen kleinen, dicken Mann, der argwöhnisch hinter Nestors Rücken hervorlugte. Der Unbekannte trug die Uniform eines NKWD-Offiziers, wie sie Tolik aus Filmen über den Zweiten Weltkrieg kannte, die er in seiner Kindheit gesehen hatte. Dunkelblaue Stiefelhose, khakifarbene, hochgeschlossene Jacke mit Rauten am Kragenspiegel, Schirmmütze mit krapprotem Saum und blauem Oberteil – die Montur verströmte Museumsflair. Der Blick unter dem tief ins Gesicht gezo-